»Versöhnung ist Quatsch«

Auf diesen Gleisen rollten die Deportationszüge: Blick auf die Gedenkstätte Auschwitz

Wo steht die deutsche Erinnerungskultur? Ein Gespräch mit der Historikerin Stefanie Schüler-Springorum und dem Soziologen Natan Sznaider über das Gedenken zwischen Demokratiekrise und Kolonialismusstreit

DIE ZEIT: Frau Schüler-Springorum, Herr Sznaider, dem Auschwitz-Gedenktag am 27. Januar folgt in diesem Jahr der 90. Jahrestag der Machtübertragung an Hitler am 30. Januar 1933: Spielt dieses Datum in der deutschen Erinnerungskultur noch eine Rolle?

Stefanie Schüler-Springorum: Zumindest wird es selten mit dem 27. Januar zusammengedacht. Dabei lohnt sich das durchaus – um dem Trugschluss zu entgehen, Nationalsozialismus und Holocaust seien historische Zwangsläufigkeiten gewesen. Wer hat welche Entscheidungen getroffen? Hätte es andere Wege gegeben? Diese Fragen geraten aus dem Blick, wenn man nur auf den Holocaust schaut.

Natan Sznaider: Historisch kann man das so sehen – der 30. Januar 1933 als Beginn der Judenvernichtung, der 27. Januar 1945, die Befreiung von Auschwitz, als Symbol für ihr Ende. Aber was ist damit gesagt? Eigentlich nichts. Deshalb sollte man diese Daten auseinanderhalten. Mir scheint übrigens, dass der 27. Januar als internationaler Gedenktag nirgends so richtig gegriffen hat, hier in Israel sowieso nicht.

ZEIT: Warum?

Sznaider: Weil wir unseren eigenen Holocaust-Gedenktag haben, im Frühjahr zwischen Passah und dem Unabhängigkeitstag. Und der ist wirklich körperlich eingeschrieben: Zwei Minuten Sirene, am Abend sind die Geschäfte zu. Hier ist einfach kein Raum für einen weiteren Tag, der dann auch noch »international« sein soll.

Schüler-Springorum: In der Bundesrepublik stand zunächst der 9. November im Mittelpunkt, eine zivilgesellschaftliche Entwicklung der Achtzigerjahre. Der 27. Januar wurde 1996 als Gedenktag eingeführt – unter anderem mit dem Argument, dass man den Massenmord während des Krieges nicht mit erfasse, wenn man bei den Pogromen von 1938 stehen bleibt.

ZEIT: In den ersten Jahrzehnten nach 1945 lag der Fokus noch auf dem 30. Januar. Warum scheiterte Weimar? Das war *die* vergangenheitspolitische Frage, weil man die eigene Demokratie noch als gefährdet wahrnahm. Kehrt sie nun im Zuge der weltweiten Demokratiekrise zurück?

Schüler-Springorum: Ja, die Frage nach der Demokratie ist wieder dringlicher geworden. Aber man sollte vorsichtig sein: Wenn man insinuiert, wir stünden vor einem neuen 1933, erstarren wir doch nur wie die Kaninchen vor der Schlange.

Sznaider: Da stimme ich zu. Man kann den 30. Januar natürlich als Vogelscheuche hinstellen und sagen: »Guckt mal, das passiert, wenn die Demokratie vorbei ist und die Nazis vor den Toren stehen!«, aber was nützt das? Rechtspopulismus ist nicht Nationalsozialismus, Putin ist nicht Hitler. Es gibt auch in Israel Leute, die angesichts der neuen Regierung Vergleiche zu 1933 gezogen haben. Diesen Sog zur Universalisierung und zum Nazi-Vergleich – ob es jetzt der 6. Januar in Washington ist, die Attacke auf das brasilianische Parlament oder die neue Rechts-Regierung in Israel – finde ich fragwürdig. Letztlich dient er nur der Dämonisierung.

ZEIT: Eine Vogelscheuche schreckt ab, ist also durchaus nützlich.

Sznaider: Nein, das nützt gar nichts. Das sind nur erstarrte Symbole, die man sich um die Ohren haut.

ZEIT: Wie ließe sich die Geschichte für die Gegenwart fruchtbar machen?

Sznaider: Ich bin Soziologe. Vielleicht kann Stefanie – wir kennen uns seit Jahrzehnten – etwas Kluges dazu sagen: Sie ist Historikerin. Ich persönlich glaube nicht, dass die Welt besser wird, wenn man nur fleißig aus der Geschichte lernt. Dieses ganze Gedenkreden-Vokabular ist mir suspekt. Das Einzige, was man lernen kann, ist, dass alles möglich ist und dass Demokratien sehr schnell zu Nichtdemokratien werden können. Dazu braucht man allerdings nicht gleich Nazi-Deutschland oder das faschistische Italien zu bemühen, dafür gibt es viele andere Beispiele.

ZEIT: Immerhin haben Sie ein ganzes Buch über Erinnerungskultur geschrieben, *Fluchtpunkte der Erinnerung*.

Sznaider: Was ich zeigen wollte, ist, dass es verschiedene Narrative und Ansätze gibt, die parallel laufen. Und dass es im Endeffekt darum geht, wie man politisch miteinander auskommt.

Schüler-Springorum: Ganz praktisch lässt sich aus der Geschichte vor allem lernen, dass man möglichst viele Pässe braucht. Ich würde aber immer für historisches Wissen plädieren, ein Wissen, das, in Natans Sinne, plural sein sollte und Ambivalenzen aushalten muss. Zugleich wünsche ich mir manchmal, wir würden unsere gesellschaftlichen Konflikte lösen, ohne ständig auf die Vergangenheit zu starren. Die armen Geschichtslehrer und Gedenkstättenpädagogen sind doch nicht dazu da, sämtliche Probleme zu lösen, die wir haben!

ZEIT: Der Umgang mit Geschichte produziert auch eigene Konflikte, und das seit einigen Jahren wieder recht massiv. Da sind die postkolonialistischen Versuche, den Holocaust in eine Globalgeschichte kolonialer Gewalt einzuordnen. Da sind die Angriffe von rechts außen. Warum bricht dies gerade jetzt so heftig auf?

Sznaider: Es geht zurzeit weniger um einen Historikerstreit, wie oft behauptet, sondern um politische und moralische Konflikte. Erinnerungskulturen haben mit Geschichte ja im Grunde wenig zu tun: Sie benutzen Geschichte für politische und moralische Interessen. Nun sind die Gesellschaften pluraler geworden, es fehlt die Homogenität, die es früher vielleicht einmal möglich gemacht hat, von Erinnerungskultur in der Einzahl zu sprechen. Das ist vorbei. Erinnerungskultur kann nicht mehr vom Staat vorgeschrieben werden. Die Gesellschaft ist zu divers geworden.

ZEIT: Ist das ein Verlust oder ein Gewinn?

Sznaider: Mir behagt es nicht, wenn sich, wann immer neue Leute dazukommen, die Erinnerungskultur anpassen soll und nicht umgekehrt.

Schüler-Springorum: Aber es gibt doch in Deutschland sehr wohl die Anforderung, die deutsche Geschichte anzunehmen. Das ist schon so etwas wie eine staatsbürgerliche Pflicht.

ZEIT: Finden Sie das gut?

Schüler-Springorum: Nicht uneingeschränkt. Mal angenommen, ich ziehe nach Spanien. Dann würde ich in einem Land leben, in dem das wichtigste historische Thema der Bürgerkrieg ist. Damit müsste ich mich auseinandersetzen. Gleichwohl hätte ich meine eigene Geschichte im Gepäck. Nicht anders ergeht es den Migranten, die zu uns kommen. Und gerade in Schulen und Gedenkstätten ist es wichtig, dass man diese unterschiedlichen Familiengedächtnisse anerkennt, um Empathie zu schaffen und ohne gleich Angst zu haben, die Erinnerung an den Holocaust zu verwässern. Ich bewundere die Lehrerinnen und Lehrer und die Gedenkstättenpädagogen, die das leisten.

ZEIT: Haben, bei allen Misstönen, die Debatten über Kolonialgeschichte und Holocaust den Diskurs nicht neu belebt und Routinen produktiv infrage gestellt?

Schüler-Springorum: Der harsche Ton hat viele eher abgeschreckt, gerade in den Gedenkstätten, wo ich oft höre: Lass mich damit bloß in Ruhe! Viele haben Angst, in die falsche Ecke gestellt zu werden. Ich wünsche mir mehr Raum für Reflexion und Selbstkritik, und das funktioniert nur, wenn man nicht gleich aufeinander losgeht.

Sznaider: Ich sehe das anders, denn ich bin ja einer der »Aufeinanderlosgeher«, und ich bedauere das nicht. Ich finde es gut, dass die Debatte so scharf geführt wird; manchmal bleibt einem doch gar nichts anderes übrig. Wenn ich mir die Diskussion um Achille Mbembe mit seinen Äußerungen über Israel als Apartheidstaat anschaue, den Streit über die These von Dirk Moses, dass die deutsche Erinnerungskultur ein »Katechismus« sei, der jede Kritik an der israelischen Politik verbiete, dann den Documenta-Skandal – da kann ich nur sagen: Das war für viele Juden in Deutschland das Erwachen aus einer Illusion. Von wegen, es gibt hier für Antisemitismus keinen Raum! Es hat sich gezeigt, dass es einen »progressiven« linken Antisemitismus gibt, der in Teilen an den reaktionären rechten andockt. Als kulturell selbstbewusster jüdischer Mensch muss man sich intellektuell dagegen zur Wehr setzen. Man kann auch aus der Distanz die widerstreitenden Narrative analysieren; das habe ich ja auch selbst getan. Aber manchmal platzt mir der Kragen. Dann bin ich in meiner eigenen Geschichte, meinem eigenen Empfinden, auch wenn ich das nicht vor mir hertragen will: Seht her, ich bin das Kind von Holocaust-Überlebenden, hört mir doch zu! Es geht mir darum, mich zu wehren, wenn ich das Gefühl habe, dass mir mit einem Messer die Haut abgezogen wird – von Leuten, mit denen ich auf einer Wellenlänge zu sein glaubte. Die Lehre daraus ist für mich, dass sich Juden in Deutschland nicht mehr auf den guten Willen der Deutschen verlassen können.

ZEIT: Frau Schüler-Springorum, im vergangenen Sommer sind Sie selbst zwischen die Fronten dieser Debatte geraten, im Streit um die Tagung *Hijacking Memory,* die Ihr Institut, das Zentrum für Antisemitismusforschung, mit ausgerichtet hat.

Schüler-Springorum: Auf der Konferenz ging es um die Frage, wie die neue Rechte die Erinnerungskultur und den Kampf gegen den Antisemitismus kapert. Nach einem Vortrag, in dem Israel als Kolonial- und Apartheidstaat bezeichnet wurde, stand auf einmal die gesamte Veranstaltung im Verdacht, antisemitisch zu sein. Im Kulturausschuss des Bundestages hielt mir ein Vertreter des Zentralrats der Juden vor, ich leitete ein »Institut für Antisemitismus«.

Sznaider: Das ist nicht schön. Aber dahinter steckt eben eine große Verletzung und Enttäuschung.

ZEIT: Welche?

Sznaider: Dass das Zentrum für Antisemitismusforschung Dinge macht, die für die Repräsentanten der Juden in Deutschland ein Unding sind: etwa, Fragen des Rassismus, der Islamophobie und der Kritik an Israel in seine Forschungsarbeit einzubeziehen. Als Direktorin muss man mit solchen Reaktionen umgehen. Zumal, wenn man mit verantwortlich ist für den scharfen Ton, etwa durch besagte Konferenz *Hijacking Memory,* über die ich mich auch echauffiert habe. Stefanie, habe ich damals gedacht, wie konntest du Teil von so einer Horrorveranstaltung werden? Aber ich bin sicher, sie wird sagen: Es war keine Horrorveranstaltung.

Schüler-Springorum: Es war keine Horrorveranstaltung.

Sznaider: Für mich war es das. Wenn auf offener Bühne der israelische Staat delegitimiert wird, ist das für mich der Horror.

Schüler-Springorum: Natan, diese Diskussion führen wir noch mal unter uns. Du hast recht: Wenn man so einen Job macht, weiß man, was auf einen zukommt. Aber es ärgert mich, wenn Dinge nicht wahrgenommen oder falsch kolportiert werden. So wurde etwa behauptet, das Zentrum für Antisemitismusforschung beschäftige sich nur noch mit Rassismus und Islamophobie und nicht mit Antisemitismus. Das ist schlicht Unsinn.

ZEIT: Hat Sie die Hitze der Debatten überrascht?

Schüler-Springorum: Mich hat überrascht, wie vehement viele meiner Kolleginnen und Kollegen jede postkoloniale Kritik abgeschmettert haben. Dahinter steckt womöglich ein Generationenkonflikt: Die Historikergeneration, der ich knapp noch angehöre, hat viele Kämpfe ausgefochten in den Siebziger- und Achtzigerjahren, nicht zuletzt im Historikerstreit 1986, als es um das Verhältnis von Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus ging. Und jetzt kommen da diese jungen Leute mit ihrem Postkolonialismus und wollen uns alles streitig machen, ohne unsere Lebensleistung anzuerkennen! Das mag schmerzhaft sein. Aber man muss doch einen Schritt zurücktreten können und sagen: Die Gesellschaft verändert sich, andere Generationen haben andere Themen. Die Vehemenz, mit der die deutsche Erinnerungskultur verteidigt wurde – von der man selbst immer etwas ironisch gesagt hat, sie sei ein bisschen arg staatstragend geworden –, hat mich jedenfalls erstaunt.

ZEIT: Herr Sznaider, Sie sprachen von jüdischer Erfahrung, von der jüdischen Perspektive. Aber die Juden in Deutschland reden nicht mit einer Stimme; *Hijacking Memory* etwa wurde von Susan Neiman mit konzipiert. Auch die deutsche Erinnerungskultur ist kein homogenes Gebilde. Vereinheitlichen wir die Dinge nicht zu sehr – *die* jüdische Perspektive, *die* postkoloniale, *die* deutsche?

Sznaider: Da ist was dran, aber ich glaube doch, dass es spezifisch jüdische Perspektiven in der Moderne gibt, die allesamt Reaktionen auf Emanzipation und Aufklärung sind – der jüdische Partikularismus ebenso wie ein radikaler Universalismus. Susan Neiman bringt ihre amerikanisch geprägte Perspektive ein. Dieser amerikanisch-jüdische Blick lässt sich aber nicht ohne Weiteres auf Deutschland übertragen. Hier liegt immer der Schatten der Schoah über der Diskussion. In den USA können jüdische Historikerinnen und Historiker die Frage nach der Singularität des Holocausts ganz offen und tabulos diskutieren, weil es nicht um ihre Existenz geht. Man sollte nicht vergessen, dass das jüdische Leben in Deutschland das vielleicht Unselbstverständlichste ist, was man sich vorstellen kann.

ZEIT: Kann es nicht eine Form des Erinnerns geben, die Ambivalenz, Konflikt und Vielstimmigkeit zulässt, ohne dass der gemeinsame Boden verloren geht? Haben Sie eine Utopie für die Gedenkkultur?

Sznaider: Meine Utopie ist das ständige Gespräch. Nicht die Wahrheit zu finden ist das Ziel, sondern das Gespräch über die Wahrheit. Es geht um Anerkennung. Und ich glaube, das Gespräch – gerade in Deutschland, zwischen jüdischen und nichtjüdischen Menschen – muss ein hartes Gespräch sein und darf nicht auf Mitleid beruhen. Wenn ich sage, ich bin hundertprozentig davon überzeugt, dass die Schoah ein einzigartiges Ereignis war, dann sage ich das nicht nur, um die Existenz des Staates Israel zu legitimieren, ich sage das, weil ich fest daran glaube. Wenn dann jemand sagt, das ist doch alles Ideologie, um etwas anderes zu verdecken, so antworte ich: Dann ist deine Einstellung vielleicht auch eine Ideologie, die etwas verdecken will – zum Beispiel die partikulare deutsche Verantwortung gegenüber dieser Geschichte! Letztlich glaube ich nicht, dass das Universale immer ein Fortschritt gegenüber dem Partikularen ist. Wenn man die Singularität der Schoah nicht als Hindernis für eine Erinnerung sieht, die den Kolonialismus mitbedenkt, dann wäre das für mich schon genug.

Schüler-Springorum: Ich halte es für unerlässlich, auch allgemeinere Schlüsse aus der NS-Geschichte zu ziehen. Nur so können wir die Gefahren erkennen, die aus Vorstellungen einer religiös, ethnisch oder sexuell homogenen Gesellschaft entstehen, aus dem Bedürfnis nach klaren Linien und der Ablehnung von Ambivalenzen. Nichts wäre da widersinniger und fragwürdiger als eine selbstgefällige, ihrerseits homogenisierte Gedenkkultur.

ZEIT: Und was bleibt 2023 vom Pathos der Versöhnung?

Schüler-Springorum: Das Bedürfnis nach Versöhnung ist Quatsch, sooft es auch beschworen wurde.

Sznaider: Da sind wir uns einig, ich bin auch gegen Versöhnung: Die Vergangenheit kann nicht wiedergutgemacht werden.

Das Gespräch führten **Alexander Cammann** und **Christian Staas**

Stefanie Schüler-Springorum, Natan Sznaider und andere diskutieren am 26. Januar in Berlin auf der Tagung »Wissen Erinnern Fragen« des S. Fischer Verlags über die Zukunft der Erinnerungskultur: www.fischerverlage.de/wissen-erinnern-fragen

Fotos: Frank Washausen/Agentur Focus (CODO); M. Fischer; Monika Keller (u.); picture-alliance/dpa

»Aus der Geschichte lässt sich vor allem lernen, dass man möglichst viele Pässe braucht«

Stefanie Schüler-Springorum, Jahrgang 1962, leitet das Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin

»Die Juden können sich nicht mehr auf den guten Willen der Deutschen verlassen«

Natan Sznaider wurde 1954 in Mannheim geboren und lehrt Soziologie an der Akademischen Hochschule in Tel Aviv